Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 81 (1948-1949)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

81. JAHRGANG Nr. 16 BERN, 17. JULI 1948

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BAHNHOFPLATZ 1, 5. STOCK
SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, PLACE DE LA GARE 1, 5e ETAGE
TELEPHON (031) 23416 . POSTSCHECK III 107 BERN

110

KIESENER SÜSSMOST

das hochwertige, vorteilhafte **Familiengetränk,** die beste Erfrischung auf Schulreisen

Mosterei-Genossenschaft Kiesen
Telephon (031) 8 24 55

Schweiz. Turn-, Sport- und Spielgerätefabrik

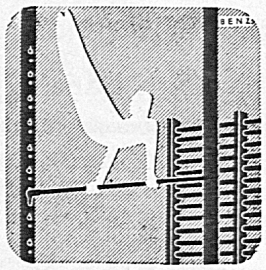
ALDER & EISENHUT

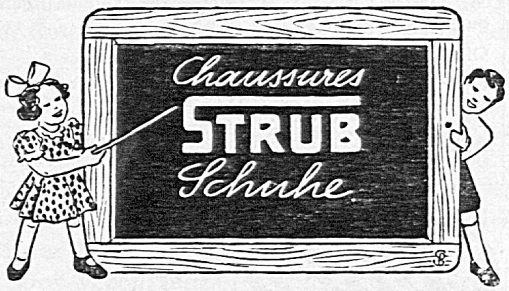
Küsnacht-Zürich
Ebnat-Kappel

Das schweizerische Spezialgeschäft für Turn- und Sportgeräte

Direkter Verkauf ab Fabrik an Schulen, Vereine und Private

188





Gebrüder Georges
Bern Marktgasse 42

13

20

Bild u. Rahmen

KUNSTHANDLUNG
HANS HILLER
NEUENGASSE 21
BERN
TELEFON 2 45 64

VERSCHIEDENES

PERLUX, ein neuer Einsatz für das Lichtbild im Unterricht. PERLUX ist ein Arbeitsgerät, nicht mehr bloss ein mehr oder minder vergnüglicher Bildwerfer. Warum? Die Verdunkelung des Zimmers ist nicht mehr nötig. Die Klasse kann im hellen, abends im erleuchteten Raum diskutierend, schreibend oder zeichnend mitarbeiten. Mit der Passivität ist es vorbei. Der Bildschirm dient zugleich als Wandtafel. Es kann also das Typische aus einem Bilde mit der Tafelkreide ausgezogen werden.

Ein Bild kann beliebig lange im Mittelpunkt der Schularbeit stehen, weil sich das Dia nicht erhitzt. Der Lehrer versäumt nicht durch manipulieren am Apparat wertvolle Zeit, weil der fünfteilige Diarahmen ferngesteuert werden kann. Der Apparat braucht wenig Platz, kann in jedem Zimmer leicht aufgestellt oder gar fest eingebaut werden, je nach den Bedürfnissen der Benützer.

Ein gewaltiger Vorteil des PERLUX aber besteht darin, dass die Lichtbilder immer dort eingesetzt werden können, wo es der methodische Ablauf einer Lektion erfordert.

So wahrt dieser klug durchdachte, nach den Bedürfnissen der Schule einfach, solid und betriebssicher konstruierte Apparat dank seiner vielseitigen Verwendbarkeit auch die volle methodische Freiheit des Lehrers. Jeder Kollege mag sich selber ausdenken, welche weiteren Möglichkeiten ihm ein Apparat mit den angeführten Eigenschaften eröffnet. (Siehe Inserat in den Nummern 7/9/11.) *F. G. K.*

Seva-Treffer. (Mitg.) Über den Gewinner des Hauptreffers von Fr. 50 000 der vorletzten Ziehung sind schon verschiedentlich Meldungen durch die Presse gegangen, die aber nicht durchwegs stimmen. Richtig ist, dass es sich um einen Bauhandlanger handelt; übelwollend war aber die Darstellung, dass er getrennt von Frau und Kindern lebe, die Arbeit gewissermassen aus Übermut verlassen und sich aus dem Staube gemacht habe. Der Mann ist nämlich gar nicht verheiratet und ist nun zu seinen, in sehr bescheidenen Verhältnissen in der Innerschweiz lebenden Eltern zurückgekehrt, und lässt seinen Lotteriegewinn in verschiedener Weise der Familie zugute kommen. Selbstverständlich behält er seinen Beruf bei.

Der Gewinner des Treffers von Fr. 20 000 ist als Schreiner in einer grössern Werkstatt des Mittellandes tätig; der Gewinn erlaubt ihm nun, an die Gründung einer selbständigen Existenz zu denken.

Fr. 10 000 wurden von einem Stationswärter-Gehilfen einer bernischen Nebenbahn gewonnen. An einem weitern Treffer von Fr. 10 000 sind mehrere Gewinner beteiligt, worunter ein pensionierter Strassenbahner. Die Gewinner der Treffer von Fr. 5 000 bedienten sich bei der Einlösung ausnahmslos der Vermittlung von Banken.

Die nächste Ziehung der SEVA findet am 4. September nächsthin statt und bringt wieder eine Summe von 530 000 Franken zur Auslosung, wobei der Haupttreffer einmal mehr Fr. 50 000 beträgt.

Thun Alkoholfreie Restaurants der Frauenvereine

Schloss Schadau Telephon 22500. Grosser Park. Mittagessen, Abendessen, Nachmittagstee, Patisserie alkoholfreie Getränke. Schulen und Vereinen bestens empfohlen

Thunerstube Bälliz 54, Telephon 23452. Mahlzeiten in verschiedenen Preislagen. Modern eingerichtete Gastzimmer mit fliessendem Wasser. Bescheidene Preise

Restaurant Strandbad Platz für Schulen und Vereine. Telephon 23774

Gasthof zum Bären Marktgasse 4 Grosser Saal, Gastzimmer 128

Buffet Kandersteg

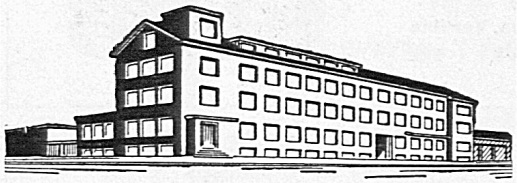
empfiehlt sich bei Ausflügen den Familien, Vereinen und Schulen bestens. Güte Küche. Mässige Preise.

83 A. Ziegler-Aeschlimann, Telephon 82016

Gasthof Bären, Gerzensee

Beliebtes Ausflugsziel für Ihre Schulreisen

Höflich empfiehlt sich
A. Bachmann 109



Formschöne, gediegene Möbel kaufen Sie in jeder Preislage seit 1912 im Vertrauenshaus

199

Möbelfabrik A. Bieri A.-G., Rubigen
Telephon 71616

Durch

INSERATE

werden Sie bekannt

Bonne famille Jura bernoise désire faire

ÉCHANGE

3 semaines vacances garçon 14 ans contre fillette ou garçon.
Offres par l'entremise du Dr **Charles Junod**, directeur d'Ecole Normale, **Delémont.** 198

Klaviere Harmoniums

Grosse Auswahl in Gelegenheits-Instrumenten. Tausch. Teilzahlungen – Verlangen Sie bitte Lagerlisten 176

Hugo Kunz, Nachfolger von E. Zumbrunnen
Bern, Gerechtigkeitsg. 44

Schwaller MÖBEL
Möbelfabrik Worb
E. Schwaller AG. - Tel. 72356

94

Flury
E. Flury's Wwe. & Söhne AG. Bern

Das Spezialgeschäft in der Schweizerhoflaube

Feine Hausmischung für den Pfeifenraucher

81. JAHRGANG Nr. 16 BERN, 17. JULI 1948

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Übungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstr. 15. Tel. (031) 3 67 38. *Redaktor der «Schulpraxis»:* Dr. R. Witschi, Seminarlehrer, Bern, Seminarstr. 11. Tel. (031) 2 07 36. *Abonnementspreis per Jahr:* Für Nichtmitglieder Fr. 15.–, halbjährlich Fr. 7.50. *Insertionspreis:* Die fünfgespaltene Millimeterzeile 15 Rp. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Rp. *Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen,* Bahnhofplatz 1, *Bern.* Tel. (031) 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Lausanne Genf, Martigny

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone (066) 2 17 85. *Prix de l'abonnement par an:* Pour les non-sociétaires fr. 15.–, 6 mois fr. 7.50. *Annonces:* 15 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre. *Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces,* place de la gare 1, *Berne.* Téléphone (031) 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, Lucerne, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Lausanne, Genève, Martigny

INHALT · SOMMAIRE

Der Bernische Lehrerverein 1869-1948 251
Schweizerische Lehrerkrankenkasse .. 257
Preisausschreiben 258
Geographie-Nummer der «Schulpraxis» 258
† Katharina Itten-Maurer 258
Verschiedenes 259
Le Centenaire de la Constitution de 1848 260
Une politique intellectuelle de la Suisse 262
A l'Etranger 263
Bibliographie 264

Der Bernische Lehrerverein 1869—1948

Erinnerungsblätter eines Veteranen

1. Die Zwilchenbarter

Eine meiner ältesten Jugenderinnerungen datiert aus dem Kriegsjahr 1870. Ich war ein jähriges Rockbüblein, als mein Vater in der Korporalsuniform mich zum Abschied emporhob. Er musste an die Westgrenze. Es war Krieg. Die ernste Szene machte auf mich einen starken Eindruck. Staunend betastete ich die faustdicken Epauletten, deren Fransen und die spiegelblanken Uniformknöpfe. Staunend strich ich über die glänzende Trompete, die an einer farbigen Zottelschnur über Vaters Schulter hing. Warum die Mutter weinte, das begriff ich nicht. Mir imponierte der Vater zum kindlichen Aufjauchzen.

Er war als Trompeterkorporal der höchste Soldat im Heimatdörfchen. Im bürgerlichen Leben galt er auch etwas, der wohlhabendste Bauer im Dorf und Direktor der Kirchgemeinde-Blechmusik, ein frohmütiger, beliebter, rechtschaffener, guter Mann, ein zu guter Mann für die Schliche und Tücke des Alltagslebens, die ihm deshalb auch zum Verhängnis wurden. Geldwucher und Bürgschaften brachten ihn innert einem Jahrzehnt um sein ganzes Vermögen und uns um den Vater.

Als die Frage der Berufserlernung an mich herantrat, als es darum ging, ob ich auf dem magern Burgernutzen versauern und versumpfen oder einen Beruf erlernen und die Fremde wählen solle, stand unsere Familie, die Mutter mit den drei Buben, auf der Liste der Zwilchenbarter.

Der verehrte Leser hat sicher diesen Fachausdruck noch nie gehört oder gelesen. Er steht in keinem Lexikon, ist von mir selber aus der Erfahrung geprägt.

Wenn im bernischen Seeland, im Gebiete der Juragewässer, vor deren Korrektion eine Familie so gründlich verarmte, dass sie öffentlicher Unterstützung anheimfiel, kam sie auf die Liste der Auswanderungsagentur Zwilchenbart & Cie., Basel, Filiale in Biel. Die USA-Staaten in Nordamerika machten damals die höchsten Anstrengungen, für das Umkulturen der Urwälder, wo jetzt die Grossfarmen blühen, Arbeitskräfte zu bekommen. Die unbedenklich gestaltete Propaganda faselte dabei vom mühelosen Reichwerden, und die Auswanderungslust wurde damit grossgezogen. Das erleichterte den Gemeinden die Praxis, den Schub über den «grossen Bach» als bequemes Mittel zum Loswerden der Armenlast zu benützen.

Mein Heimatdörfchen stand in der grössten Gefahrzone des ganzen Ueberschwemmungsgebietes, im Winkel von Aare und Zihl. Bei der Frühjahrsschneeschmelze in den Bergen, die das sogenannte «Thunwasser» überfallsmässig brachte oder auch bei Sommergewittern mit grossen Regenmengen stauten sich die anschwellenden Wasser im «Häftli» Meienried-Meinisberg-Büren. Wo Aare und Zihl im rechten Winkel zusammenkamen, im «Hölloch», war die Urquelle der Armut. Der versandete und durch vielfältige Krümmungen hemmend wirkende Häftlibogen nahm den Ansturm nicht auf, das Wasser floss rückwärts, während die Aare bei Aarberg, zwei Stunden aufwärts, über die Ufer trat und von Kappelen abwärts alles unter Wasser setzte, bei meinem Heimatdörfchen dann mit den rückwärts gestauten Fluten zusammenstossend. In allen Häusern standen hochbeinige Familienbetten, gerade dieser Wassergefahr wegen. Darunter befand sich meist ein Bretterkasten, in dem z. B. wir drei Brüder auf dem Strohsack schliefen. Der Zusammenfluss der Wasser vollzog sich geräuschlos. Aus weiter Ferne, von Aarberg her, hörte man das dumpfe Tosen des Thunwassers, sonst lag Totenstille auf den Fluren der Armut. Die Wasser meldeten sich dann zuerst in den Ställen, wo das Vieh unruhig wurde. Auch die Schläfer in den Stroh-

sackkästen, Stossgutschi genannt, kamen vorab dran, machten Wasserlärm.

In diesem Elendgebiet vollzog sich innert zehn Jahren mein Jugenddrama, das mich arm und vaterlos zum « Zwilchenbarter » stempelte. Man sprach allen Ernstes davon, « mi müess se dänk öppe de übere tue ».

In vielen Fällen, besonders bei Alkoholikern, war der « Schub über den grossen Bach » das typisch amerikanische Heilmittel, die Leute unter den unausweichbaren Druck zu setzen, aus eigener Kraft dem Elend zu entwachsen. Wir haben ihn deshalb gar nicht etwa als Härte empfunden, instinktiv herausfühlend: wir leben in einer stagnierenden Willensschwäche, gezüchtet durch scheinbar unabwendbare Verelendung und durch das fadenscheinige Gängelband des Burgernutzens, der zuviel zum Sterben und zuwenig zum Leben bedeutete. Wir erblickten in dem « Schub » eine Gelegenheit, den drei Wassern zu entrinnen, dem « Thunwasser », dem « Höllochwirbel » und dem gebrannten Wasser aus den vier Schnapsbrennereien, die in dem engen Gebiete unheilverkündend qualmten.

Also — meine Mutter stand als ehemalige reiche Bauerntochter vor der Aufgabe, mit einem Taglohn von Fr. 1. 20 (5 Uhr morgens bis nach 9 Uhr abends) drei Buben zu ernähren. Ich, die älteste der drei hungrigen Krähen, suchte mitzuverdienen, gab jeden Rappen ab und stahl mich so richtig durch das sommerliche Jugendleben, solange das Rohkostfutter « herrenlos » an den Obstbäumen hing und in den Rübliäckern steckte und im Gebüsch der Gärten und des Waldes zu erhaschen war. Im Winter ging es dann knapper, im Frühjahr, der Ueberschwemmungszeit, sogar hungrig zu. Aber es ging, musste gehen, ging ohne behördlichen Zuschuss. In der Schule sassen damals von zirka 60 Kindern 27 Notarmengenössige.

Ich nützte jede freie Minute zu Aushilfsarbeiten aus, hatte die Kegelbahn der Dorfwirtschaft gemietet, wo die blaumachenden Uhrmacher in der Woche mindestens drei Tage der Arbeit oblagen und mir reichlich von ihrem Hochkonjunkturverdienst abgaben. Die Schule war kein Hindernis. Der Lehrer hatte behördlichen Befehl, daherige Absenzen als Notmassnahme zu entschuldigen. Man war dabei überzeugt, dass ich jeden Rappen, den ich da verdiente, der Mutter zuhielt. Deswegen hatte ich auch einen bestimmten Rückhalt « im Volk », bei alt und jung, so dass ich es sogar wagen durfte, einen Schulstreik auszulösen, als Fünfzehnjähriger. Man verbot nämlich in der ganzen Kirchgemeinde das sogenannte « Klausnern » der Schulbuben, das nächtliche lärmende Herumführen eines imitierten Esels gegen Naturalgaben, ein alter Brauch am Martinstag anfangs November. Das Verbot passte uns ganz und gar nicht. Als bester Sänger in der Schule gab ich unter der Hand die Parole aus, die Weihnachtsfeier der Schule, ein Dorfanlass ersten Ranges, zu sabotieren. An den gesanglichen Vorbereitungen « liedeten » wir Buben alle wie die Lerchen, am Fest selber erschien kein einziges Bubenbein. Das rief selbstverständlich nachher einer energischen disziplinarischen Auseinandersetzung. Aber innerlich waren die Lehrer und der Pfarrer überzeugt, dass unser mutiges Auftreten für einen alten Volksbrauch glänzend absteche vom willensschwachen Sich-gehen-lassen, welches im Elendgebiet so nachteilig in Erscheinung trat. Die gleichen Personen, welche über mich, den « Rädelsführer der Spitzbuben », zu Gericht sassen, waren ein Halbjahr später meine gewissenhaften und sehr hilfsbereiten Berater in der Berufswahl. « Lieber eine, wo d'Chnöpf absprängt, als e Höseler, wo se us Angscht all Tag feschter anäit! »

Der Pfarrer war in der ganzen Kirchgemeinde von amteswegen Schulpräsident. Er richtete im Pfarrhaus eine Jugend- und Volksbibliothek ein, die ich rasch und restlos gelesen hatte. Ich amtete da am Sonntag nach der Predigt als Bibliothekar. Die « Goldelse » der Marlitt habe ich gut zwanzigmal gelesen. Sie war mein Schwarm. Mein literarischer Gönner, der Pfarrer, und der frühere Lehrer, dazu derjenige, welcher den « Spitzbuben » zuletzt dressierte, kamen nach dem Schulstreik überein, bei meiner Burgergemeinde Schritte zu tun, dass mir an Stelle des Schubes über den grossen Bach Hilfe geleistet werde bei der Berufserlernung, für den Eintritt in das Staatsseminar. Die Sache wurde abgemacht, ohne dass ich oder meine Mutter etwas davon wussten. Eines Tages wurde mir in der Schulbank einfach eine Verpflichtung unter die Nase gehalten (vom Burgerschreiber), ich solle da unterschreiben. Der frühere Lehrer zog dann auch so ein Papier hervor, auch zum Unterschreiben. Es war eine Verpflichtung der Vorsichtskasse Biel gegenüber wegen Vorschüssen während der Seminarzeit. Der Pfarrer und die zwei Lehrer nahmen das Risiko der Geldbeschaffung für das 16jährige Bürschchen auf sich — warum, weil sie mich als Versuchskaninchen brauchten, um Wegweiser zu werden in der Armenpflege, Wegweiser über die Berufsertüchtigung zum selbständigen Former des Lebensschicksals, ein grosszügiges Aktionsziel zur Hebung der hoffnungslosen Gemüter in der Elendzone. Die Juragewässerkorrektion ging ihrer Vollendung entgegen. Nun musste die Bevölkerung gefestigt werden zum Durchhalten, denn eine neue Schuldenlast war da, der erwartete neue Grundbesitzertrag kam erst langsam mit der natürlichen Umbildung des Bodens. Durchhalten — durchhalten und — durchhalten war die Parole. Ich war darin nur eine kleine Nummer. Man lud mir auch eine Schuldenlast auf, dazu die Verpflichtung, die Mutter und die Brüder schon während der Seminarzeit zu stützen und nachher zu mir zu nehmen, eine Bürde, die für heutige Lehrerbesoldungsverhältnisse tragbar wäre, für die damaligen jedoch wirklich eine Last war, ein Wechsel auf eine bessere Zukunft — ein Wagnis der drei Helfer und Berater, das ich heute noch bewundere.

Als ich dann im Herbst 1888 patentiert aus dem Seminar austrat, erwachte ich wie aus einem Traum. Plötzlich sah ich, dass die Sorgen des Lebens Allgemeingut waren, nicht Spezialdruck auf den armen Seeländern. Es brodelte um mich herum. Die

sozialen Kämpfe waren am Erwachen. Mein Berufsstand, die Lehrerschaft, befand sich in Gährung zur Schaffung einer klaren und gerechten Verselbständigung.

Da warf ich mich mit jugendlichem Feuer in den frühlingshaften Föhnstrudel, in den Kampf um eine bessere Zeit, in den Strom des Lebens, der immer Kampf sein wird, schwamm mit, zeitweise sogar zielgebend voran.

Bevor mir im hohen Alter das Werkholz ganz aus der Hand gleitet, möchte ich dem Standesnachwuchs einige Erinnerungsblätter widmen, hoffend, das zielbewusste, kraftvolle Einstehen des Bernischen Lehrervereins für eine gesunde Jugenderziehung mitzufördern.

Heute noch, als neunundsiebzigjähriger Veteran, habe ich die Erziehungsauffassung, dass es dem Menschen glückbringender ist, wenn er das Ruchbrot vor dem Weggli isst.

2. Gegensätze

Das spielte sich 1884 ab: Träger des Freiheitsbaumes in der Heimatgemeinde und Seminarkandidat.

Der Freiheitsbaum war die symbolische Demonstration gegen die neue Zeit in den politischen Kämpfen seit dem Sonderbund 1847.

Die Grundsätze der französischen Revolution, welche 1798 über die Schweizergrenze getragen worden waren und sich in der Literatur J. J. Rousseaus und Heinrich Pestalozzis aufklärend von Generation zu Generation auswirkten, mussten eine starre Gegnerschaft in harten, unerbittlichen Kämpfen überdauern. Ich nenne nur drei Kampfmomente: Die Gründung von Lehrerbildungsanstalten durch die Kantone, die eidgenössische Abweisung fremder Einmischung mit dem Sonderbundsfeldzug und die Verankerung der Lehrfreiheit in der Verfassungsrevision von 1874, welche zugleich eine staatliche Schutzmassnahme gegen die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes war.

Das nannte sich Freisinn, durfte sich Freisinn nennen. In ihm lag etwas Aufrüttelndes. Der Vorläufer der Selbständigkeitsbestrebungen im Arbeiterstande, der Grütliverein, entstand. Es war nicht eine politische Bewegung, sondern ein Volksbegehren, das Mündigkeit, Würdigung und Brüderlichkeit erstrebte.

Zehn Jahre nach der denkwürdigen Verfassungsrevision von 1874 glaubte die politisch freisinnige Partei den Herd der Opposition gegen alles Neue beim Burgertum, speziell im Kanton Bern, zu erblicken. Sie entschloss sich, die Burgerrechte abzuschaffen. Der Brunnersche Gesetzesentwurf wurde ein Jahr vor meinem Schulaustritt, im Jahr 1884, wuchtig verworfen. Die eigentliche geistige Revolution, die Volksbewegung für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erhielt damit einen politischen Fehlschlag, von eigentlich nur untergeordneten « Vorrechten » ausgelöst. Im Kanton Bern wirkte sich der Schlag in der Hauptsache gegen das Staatsseminar aus und damit auch gegen die Volksbildungsbestrebungen selbst. Der Arbeitgeberstandpunkt, dass die Lehrer arm sein müssen aber brav, war bedeutend verschärft und unnahbarer geworden. Und das Dorfmagnatentum erhob sein Haupt in ekligem Selbstbewusstsein.

Der Führer der « Volkspartei » im Kanton Bern wurde bei Wahlen und bei Volksabstimmungen zu einem Machtfaktor. Er feierte den Sieg symbolisch mit einer Zeitungslotterie um eine rote Kuh und hetzte in regelmässigen Abständen gegen die Leitung und die Lehrer des Staatsseminars. Das wirkte sich bei Lehrerwahlen abschreckend aus. Die Privatseminarien wurden dabei absichtlich geschont. Das war eine taktisch nicht unwichtige Gefahr für die Standeseinigkeit dem knauserigen Brotgeber gegenüber, die aber von den betreffenden Kollegen bei der Gründung des Lehrervereins als solche richtig erkannt wurde.

Für mich hatte das alles noch keinen Sinn und keinen Anreiz. Ich war noch ein unerfahrenes Kind, als mir der Pfarrer bei der Erörterung der Berufswahl kategorisch erklärte, ich müsse Schulmeister werden.

Weil mein Grossvater Küfer gewesen und die Hobelbank mit dem sämtlichen Werkzeug noch vorhanden war, neigte ich zum Küferhandwerk. Das wischte mir der Schulpräsident ab dem Tisch mit der Begründung, man sei dabei zu sehr dem ungesunden Klima der Weinkeller ausgeliefert!

Also Schulmeister!

Im Herbst 1884 gab's nach der Verwerfung des sogenannten « Burgernutzen-Beutezuges » im Heimatdörfchen ein grosses Freudenfest. Eine Siegestanne, die grösste im Burgerwald, wurde gefällt, am Sonntag darauf mit Hallo und Musikbegleitung sechsspännig herumgeführt und am Schluss im Wirtshaus verjubelt.

Ich trug den bekränzten Freiheitsbaum voraus und hätte das um kein Königreich hergegeben.

Gegensätze!

Jetzt Burgerfest mit Freiheits- und Gerechtigkeitsruf. Nächstes Jahr vom Strohsack weg Einzug in den Palast « Fellenberghaus » in Hofwil, dem die gesamte Burgerschaft politisch feindlich gegenüberstand, weil man es als Inbegriff des Unglaubens und des frechen Materialismus verschrie. Und in einigen Jahren selber Kämpfer für gerechte Anerkennung und für Menschlichkeit.

Dieser Gegensatz war mir nicht bewusst. Im Seminar wurde uns bei jeder Gelegenheit eingehämmert, wir sollen uns bei den politischen Anrempelungen nicht irre machen lassen. Eine Kluft im Stande wäre das grösste Unglück für uns selber, aber auch für die Jugend.

Ganz besonders eindringlich und wirksam sprach der Geschichtslehrer auf uns ein, der alte Papa Glaser. Im Freiheitsaufstand 1848 in den süddeutschen Staaten stand er als führender Mann in den Reihen der Aufständischen, die dann vom Kartätschenprinzen zusammengeschossen wurden. Heimlich gewarnt und getarnt durch den Bürgermeister der Heimatstadt, konnte sich Glaser der Verhaftung entziehen und flüchtete als geistig Hochstehender (wie noch mancher andere) in die

freie Schweiz. Wenn er uns erzählte, er sei « draussen » zum Tode verurteilt wegen seinem Freiheitssinn, dann hingen wir alle an seinen Lippen und seine Mahnung « seid einig » ging uns zu Herzen.

Und plötzlich wurde uns klar, warum die symbolische Erzählung vom Bündel Stäbe in allen Schulbüchern stand, Freiheitsbäume überall und Zusammenschlussbestrebungen auf Schritt und Tritt.

So hatten die immer wiederkehrenden öffentlichen Angriffe auf unsern Seminardirektor, auf unsere Lehrer, auf die Geistesrichtung, die der ganze Betrieb und Unterricht einschlug, den gegenteiligen Erfolg, der beabsichtigt war. Man festigte in uns mit jedem neuen Angriff die Ueberzeugung, es tue not, die ganze Berufsgruppe zusammenzuschliessen, um das Standesschicksal selber zu betreuen, um aus eigener Kraft das zu erreichen, was für die Ausübung unseres idealen Berufes grundlegend sei. Im ganzen politischen Getue lag eine, freilich unbeabsichtigte Vorarbeit für die Gründung des Bernischen Lehrervereins. Die politischen Grubengräber fielen dem aus dem Zeitgeist geborenen Zusammenschlussbedürfnis und der Einigkeitsnotwendigkeit zum Opfer.

Und der Träger des Freiheitsbaumes von Anno 1884 wurde nun zum bewusst begeisterten Anhänger all des Neuen, das volksbefreiend in Erscheinung trat.

3. Die Seele der Gewerkschaft

Als ich im Herbst 1888 in der Nähe von Bern auf eine Mittelklasse gewählt wurde, besass ich ein Lehrpatent und zwei Schuldscheindoppel. Gläubiger waren die Vorsichtskasse Biel und meine Heimatgemeinde. Die letztere hatte mir zudem im Schuldschein selber die Sorge für die Mutter und Brüder überbunden, was mir auch ohne Verpflichtungsurkunde selbstverständlich erschien; es war nicht mehr und nicht weniger, als was ich in der bittersten Stunde ihres Lebens der zusammengebrochenen Dulderin in die Hand versprochen hatte: sie nie zu verlassen.

Es lag angesichts der damaligen Lehrergehälter eine beachtliche Schulden- und Hilfslast auf meinen Schultern.

Meine Berufsberater und Helfer rechneten mir vor Amtsantritt genau aus, was nun kommen müsse: « Du hast nun möglichst bald zu heiraten, wählst dir eine Lehrerin zur Frau. Wir haben mit dem Schulinspektor gesprochen. Er versorgt dich dann mit deiner Frau auf eine Doppelstelle am gleichen Ort. Du wirst Doppelverdiener und kannst für den Haushalt deine Mutter und deinen um neun Jahre jüngern Bruder zu dir nehmen. Wahrscheinlich wirst du beiden auch landwirtschaftlich etwas zu tun geben können. Damit ist allen geholfen und du wirst deine Schulden in absehbarer Zeit los. »

Ich war ganz verdutzt, dass das sehr persönliche Anliegen des Heiratens so geschäftlich zur Sprache kam und so nüchtern in Rechnung gestellt wurde. Die beiden Lehrer waren selber auch Doppelverdiener und erklärten mir, die Gemeinden wünschten, dass sich die Lehrer bei der Heirat auf die Wohnungsverhältnisse einstellen. Staat und Gemeinden hätten absichtlich in kleinern Orten nur eine Wohnung für den Lehrer bereitgestellt. Dafür sei dann ein Scheuerwerk mit Gelegenheit zu Landpacht geschaffen worden. Das Doppelverdienertum sei nicht wegen den schönen Augen der Lehrerin oder wegen den guten Jasseigenschaften des Lehrers geschaffen worden, sondern minderer Kosten wegen. Die Lehrer sollen ihre sogenannte freie Zeit zur Ergänzung der magern Einzelbesoldung ausmünzen und damit den Staat und die Gemeinde entlasten.

Soweit die heiratstechnischen Erläuterungen meiner Helfer und Berater, als ich ihnen strahlend mein Patent und das Schlusszeugnis des Seminars vorwies, ihnen für die Hilfe dankte und versprach, sie sollen nicht zu Schaden kommen. Und ihr Schuldentilgungsprogramm wickelte sich prompt und rasch ab.

Mein Vorgänger im Lehramt auf der nicht zu schweren Mittelklasse hatte wegen einem illegalen Liebesverhältnis das Heiraten vergessen und auch das pflichttreue Arbeiten. Neben der verheirateten Freundin hatte er nur einen Freund, das « Gläschen des armen Mannes ». Er schnäpselte. Nach Ablauf der ersten Amtsdauer wurde er nicht wiedergewählt, wurde er zum Nomaden auf den gottverlassenen Gesamtschulen abgelegener Gemeinden und später eine schwere Sorge des inzwischen entstandenen Bernischen Lehrervereins.

Mich nahm die Gemeinde sehr verständig auf. Ich habe hintendrein die bestimmte Auffassung, verständige, einfache Bauernleute seien einig geworden, zwischen dem jungen Anfänger und der Dorfjugend ein gutes Verhältnis herzustellen, denn es erschienen von Anfang an sämtliche Bauernsöhne des Dorfes am Samstagabend in der Fortbildungsschule, Leute von « Rang », ein Halbdutzend Jahre älter als ich. Ihr Benehmen war in keiner Weise überheblich, war freundlich und vertrauenerweckend. Es war augenscheinlich eine schützende Mauer um mich gebaut. Das hat sich später, als mir der Bernische Lehrerverein die schwierige Aufgabe übertrug, bei Lehrersprengungen vermittelnd aufzutreten, sehr wohltuend ausgewirkt in der Richtung « man muss sie hören allebeed ».

Ein freundliches Verhältnis zog das andere nach sich. Es bestand aus Töchtern dreier Gemeinden unter der Führung der Lehrerinnen jeden Ortes ein Leseverein. Lehrerschaft und Volk hatten also auch auf der Frauenseite freundliche Fühlung miteinander. Dieser Leseverein wandelte sich in einen Frauenchor um, nachdem ich mich bereit erklärt hatte, ihn zu leiten. Das geschah, weil eine Orgeleinweihung in Sicht war und den Töchtern Gelegenheit zum Auftreten bot. Dieses Auftreten gestaltete sich nachher auch richtig als ein hübsches Trachtenfest, alles trat in der netten und reichen Bernertracht auf und — mich packte das beim Schopf. Aus den engen, armen Ueberschwemmungsverhältnissen plötzlich in die habliche und heimelige Familientradition einer reichen Bauerngegend hin-

eingestellt und freundlich behandelt — der Schulinspektor konnte recht bald aus seinem Stellenaquarium zwei herausfischen für ein neues Doppelverdienerehepaar.

Wir bekamen irgendwo im Seeland eine Doppelstelle. Das Programm meiner Berufsberater wickelte sich restlos nach Wunsch ab.

Dass wir alle drei, meine Frau, meine Mutter und ich bäuerlichen Verhältnissen entstammten, passte der betreffenden Gemeinde. Das alte Schulhaus hatte Scheuerwerk. Der Kuhstall sah mehr Sonne als die nordseits gelegene einzige Lehrerwohnung. Land zum bäuerlichen Betrieb war reserviert. Bei der Verteilung des herrenlosen Grossen Mooses nach der Juragewässerkorrektion wurden zehn Jucharten vom guten, abträglichen Moosland, das sehr leicht zu bearbeiten war, durch Gemeindebeschluss dem Schulgut einverleibt mit der Bestimmung, der Lehrer habe das Vorrecht, es zu nutzen, es sei ihm zu einem ausserordentlich günstigen Pachtpreise anfällig, zu zehn Franken je Jucharte. Die Bewirtschaftung dieses Landes und der Jucharte, welche zum Naturallohn gehörte, durch mich, durch meinen neun Jahre jüngern Bruder und durch meine Mutter bewirkte, dass wir recht bald wirtschaftlich selbständig wurden. Der Zweck der Uebung aber, dem Schub über den grossen Bach in der Armenpflege ein besseres Heilmittel gegenüberzustellen, war erreicht. Die vorbeugende Hilfe bei der Berufswahl machte Schule und ist auch ein vornehmer Programmpunkt des Bernischen Lehrervereins geworden. Ich hätte die sehr persönlichen Dinge nicht erzählt, wenn es nicht darum ginge, diese Seite der Hilfe an der Jugend mit Tatsachenmaterial zu beleuchten und zu beleben.

Das Einstehen meiner Helfer und Berater, der zwei Lehrer und gestützt auf ihr Urteil auch des Schulpräsidenten, des Pfarrers, war eine ganz aussergewöhnliche und mutige Tat. Heute ist sie gewerkschaftliche Forderung geworden und der Jugend kommt sie selbstverständlich vor. Der geneigte Leser möge bei den nächsten Kapiteln daran denken, dass die sogenannten « veralteten » Lehrer besser waren, als ihr vom Arbeitgeber zur Niederhaltung künstlich hochgezüchteter Ruf. Als wir uns begeistert in den Strudel der Lehrervereinsgründung stürzten, ging's selbstverständlich auch um die materielle Besserstellung, aber das Einigende lag doch im Streben nach Gerechtigkeit in der Standesbeurteilung, die einfach nicht zu dem Verruf berechtigte, wir seien rückständig, bequem und unser Reklamieren gründe sich nur auf Selbstüberschätzung, auf ein halbgebildetes Batzenklemmertum. Ich habe das an mir selber erfahren, dass ein Mensch im Zutrauensmilieu wächst und selbständig wird, in der Misstrauensumgebung aber unweigerlich verknechtet und verkommt. Der Zweck des Einigkeitsrufes in unsern Reihen war die Schaffung der gesunden Luft des Vertrauens der Behörden, des Volkes und ganz besonders der Jugend. Mit dem systematischen Herunter- und Lächerlichmachen war gerade ihr am wenigsten geholfen. Unser Seminardirektor, Herr Emanual Martig, drückte mir und meinen Klassenkameraden im Herbst 1888 den Lehrausweis mit den Worten in die Hand: « Jetzt seid ihr Lehrer. Sorget durch eifriges Studium dafür, dass ihr Schulmeister werdet — Meister der Schule! »

Und was ich als Einzelpersönlichkeit als sehr fördernd erfahren hatte, die freie Luft einer Freundschafts- und Vertrauensumgebung, das traf ich, der junge Lehrer, als Forderung im Selbständigkeitskampfe für das Zustandekommen einer starken Standesorganisation an. Heraus aus der Sackgasse des Herrenstandpunktes in die freie Bergluft der toleranten Menschlichkeit. Das ist die Seele jeder Gewerkschaft, das war die geistige Bewegung, in die ich beim Berufsantritt kam, staunend kam, staunend, weil ich das privat am eigenen Leib schon erfahren hatte, also aus dem Kommen einer neuen Zeit heraus ganz ahnungslos schon eine Einzellektion erhalten hatte.

Wir hätten mit den starken verleumderischen Widerständen nie fertig werden können, wenn wir nicht besser gewesen wären als unser Ruf. Die Seele der Vereinsgründung war der brüderliche Sinn aller Standesglieder von der Primarlehrerschaft bis hinauf zu derjenigen der Gymnasien, war ein sauberer, durch Selbstprüfung geklärter Standesstolz.

Da wir es mit einem komplizierten Arbeitgeberverhältnis zu tun haben und damals auch hatten, war es notwendig, auch den Schein einer politischen oder religiösen Abstempelung zu meiden. Die Gründung erfolgte einzig gestützt auf die Menschlichkeitsgrundsätze Pestalozzis.

4. Wetterleuchten

Wahrscheinlich war es die mit der zunehmenden Erfahrung in der Lehrpraxis errungene Selbständigkeit, die uns veranlasste, einen strengern erzieherischen Maßstab anzulegen gegen elterliche Gleichgültigkeit und Unzulänglichkeit in der Behandlung der Kinder .....

Möglicherweise spielte auch einwenig der Neid der Schnapser mit über unser sichtliches Wohlergehen .....

Und wenn ich nicht irre, fiel es zusammen mit dem Zeitpunkt, als unser oberster Vorgesetzter den Titel Erziehungsdirektor in Unterrichtsdirektor abänderte .....

Es machten sich Nörgelei und Dorfterror bemerkbar. Eine zeitlang war es stille geblieben. Eine kleine Gruppe liederlicher Familienväter kam jeden Sonntagvormittag in der Dorfwirtschaft zum Absinth zusammen und trieb dabei Dorfpolitik gegen alles, was die Behörden und nun auch die Schule nach ihrer Auffassung nicht recht machten. Auf einmal war die Zeugniserteilung parteiisch und eine vorgenommene Nichtpromotion ungerecht.

Wegen solchen Dingen hatte mein Vorgänger schon zu tun, hatte sogar eine Prügelei im Schulhaus und verliess die Stelle knapp vor der Wiederwahl.

Es handelte sich damals um einen « Bernbuben », einen von der Armenbehörde der Stadt Bern in kleinbäuerliche Verhältnisse in Pflege gegebenen Verdingknaben, der seinem Pflegvater den Knecht ersetzte und wegen seiner Tüchtigkeit für körperliche Arbeit dort sehr geschätzt und gut gehalten war. In der Schule aber trieb er Sabotage auf raffinierte Art. Mein Vorgänger hatte mir geraten, schon am ersten Unterrichtstage abzuklären, wer in der Schulstube Meister sei, der Frechling oder ich. Er werde das ganz sicher durch sein Verhalten heraufbeschwören. Wir stiessen wirklich schon in der ersten Unterrichtsstunde zusammen, als er mir mit frechem Gesichtsausdruck jede Antwort verweigerte. Es gab eine scharfe Wegweisung mit der Aufforderung an die Klasse, am Nachmittag nicht zur Schule zu kommen, ich gehe mittags sofort nach Bern, die Armeninspektion zu veranlassen, den Burschen wegzunehmen. So lasse ich mich nicht behandeln.

Das Bäuerlein bekam's mit der Angst zu tun, weil man im Dörflein wenig erbaut war, dass der Vorgänger weggeärgert worden war. Es kam in das Schulhaus, bevor ich die Sonntagshosen angezogen hatte, und meldete mir, er habe den Kindern gesagt, sie sollen am Nachmittag nur in die Schule kommen. Er habe den Franz weichgeklopft, der werde nun parieren.

Damit war die Autorität am rechten Ort und die Klasse ganz lenksam.

Das hielt, wie schon erwähnt, eine zeitlang an. Dann kam wieder Feuer ins Dach. Der erste Zusammenstoss traf meine Frau. Es handelte sich um eine gerechtfertigte Nichtpromotion im ersten Schuljahr und betraf wieder ein « Bernkind », das noch nicht lange zu einem kinderlosen Ehepaar verkostgeldet worden, vorher sehr vernachlässigt wurde und überhaupt noch sehr rückständig war. Ein Jahr Repetition wäre ihm von jedem Schularzt, wenn solche damals existiert hätten, zudiktiert worden. Das Feuer im Dach fing an zu lodern, als ob der Blitz hineingefahren wäre. Vor der Schulkommission konnte sich die aufgebrachte Pflegemutter nicht beherrschen, wurde grob und ehrbeleidigend, so dass man sie wegweisen musste. Am andern Tage ging sie mit dem Kinde zum Herrn Schulinspektor. Die Kommission sollte Bericht geben. Das Schreiben musste ich verfassen. Ergebnis: « Das Kind ist zu promovieren und teilweise im ersten Schuljahr zu unterrichten ».

In den Augen der Dorfschaft waren die Lehrerin und die Kommission die Geschlagenen. Das machte Schule. Bei jeder Gelegenheit hiess es: « Wartet nume, es chunnt de bi dr Wiederwahl uus, wär Meister isch. » Das Dörfchen stand unter dem Terror einer kleinen Schnaps- und Klatschminderheit, die auch in andern Gemeindeangelegenheiten sehr ungünstig wirkte. Die anständigen Leute scheuten das und hielten sich zurück. Wir, die Fremdlinge im Ort, hatten plötzlich das Gefühl, verlassen dazustehen. Vom Inspektor erwarteten wir gar keine Unterstützung. Er betätigte sich im Nebenamt als Grosseinkäufer von Kartoffeln für die Schnapsbrennerei, in deren Verband er Hauptaktionär war. Das gab Gewicht und Einfluss in den Dörfern herum.

Bei der Minderheitsclique befand sich auch der Gemeindekassier. Den reute jeder Rappen, den er dem Schulmeister auszahlen musste. Im Jahr 1893 erhielten wir das ganze Jahr hindurch wirklich keinen Rappen Schullohn, der für beide zusammen im Jahr Fr. 2700. — betragen sollte. Das Wetter war katastrophal trocken. Am 9. Mai erfror alles, sogar das Gras. Bis in den November hinein fiel kein Tropfen Regen. Die Regierung musste aus dem Ausland Viehfutter kommen lassen und gleichwohl sanken die Viehpreise enorm. Da hiess es beim Gemeindekassier, es sei kein Geld in der Kasse, er könne den Schullohn nicht zahlen. Im Dorf gab es ein Gemunkel, das stimme nicht, die Kasse solle zwischen 6 bis 10 000 Franken Reserve haben. Man redete von unerlaubtem Geldverbrauch bei spekulativem Futter- und Viehhandel. Am Neujahr bekam ich den ganzen « Schübel » auf einmal ins Haus, unaufgefordert Fr. 30. — Zins dazu. Bei nächster Gelegenheit bat ich den Regierungsstatthalter, er möchte doch bei der amtlichen Rechnungspassation unserer Gemeinderechnung feststellen, wie das mit der Kassareserve stehe und ob für meine verspätete Lohnauszahlung ein Zinsbetrag in der Rechnung eingesetzt sei. Letzteres war nicht der Fall und die Reserve stimmte. Der Kassier wurde einvernommen. Der Missbrauch der Gemeindegelder kam an den Tag. Es kamen bei der nächsten Gemeindeversammlung andere Leute ans Ruder und das Geschwätz der Clique verlor seine Bedeutung. Das färbte auch auf unsere Fremdlingsstellung wohltuend ab. Ich erzähle das nur, um darzutun, an welchen Fäden das Wohl und Wehe der Lehrerschaft in den Dörfern oft hing. Ein Schulinspektorat, das nicht nur den Lehrer, sondern auch die Pflichterfüllung der Gemeinden kontrollierte, existierte eben nicht.

In jene Zeit fiel denn auch das typische Ereignis, dass eine Lehrerdelegation, die wegen einer Inspektorenwahl beim Unterrichtsdirektor vorsprechen wollte, höhnisch abgewiesen wurde mit den Worten: « Es ist nicht Brauch, dass die Schelme den Landjäger wählen! »

Wetterleuchten!

Einpeitscher und Stellenvermittler am Werk, um die schutzlos sich fühlenden Lehrkräfte abhängig und devot zu machen. Niederhalten, damit sie keine Ansprüche wagen. Das war damals Zeitgeist und Zeitstimmung. Daher kam auch beim Jugenderzieher das berufswidrige Verhältnis von Herr und Knecht.

Wir sehnten uns nach einem Mitarbeiterverhältnis und lehnten uns auf gegen ungerechte Missachtung und Verhöhnung.

Ein damals vorgekommener Protestmarsch von mehr als 700 Lehrern durch die Stadt Bern vor das Rathaus war auch ein deutliches Wetterleuchten.

Die politische Presse trieb mit ihrem ewigen Geschrei gegen das Staatsseminar die aus ihm hervorgegangenen Lehrer direkt ins gegnerische

Lager. Der Unterrichtsdirektor erreichte mit seinem Herrenstandpunkt und der unnahbaren Standesverachtung bei der übrigen Lehrerschaft des Kantons den gleichen Einigungserfolg. Die gewollte Kluft zwischen den Ehemaligen des Staatsseminars und dem Evangelischen Schulverein wurde enger statt breiter, man empfand ganz einfach den unwürdigen Zustand für die Jugend als Gefahr und als bodenlosen Unverstand. Ungerechte und entehrende Behandlung überbrückt immer. Es wäre ein Armutszeugnis für unsere Berufsgruppe im Bernerland gewesen, wenn wir uns geduckt hätten, jeder für sein liebes Ich sorgend. Dann wären wir eben das gewesen, was uns als Ruf angedichtet wurde, ideallose Batzenverdiener.

Und merkwürdig, sonst an sich ganz gescheite Leute erweisen sich im Erfolgrummel als schlechte Deuter des Wetterleuchtens einer neuen Zeit, die sich bildenden Widerstände als dumme Querköpfigkeit und blinde Verhetzung darstellend. Unserem Streben nach Standesehre und Berufsanerkennung blieb das auch nicht erspart.

Aber mit Trotz und Hochmut hat man noch nie gerechte Forderungen aus der Welt geschafft. Soviel lernte man seither aus der Gründung des Lehrervereins: Das Untertanenverhältnis ist nun wirklich in einen Mitarbeiterzustand übergeführt worden, in dem bei Anständen mit den Gemeinden das Inspektorat als neutrale sachkundige Instanz zu Rate gezogen wird. Glaubte man wirklich damals, als man jede Gelegenheit wahrnahm, von der « Querköpfigkeit der Halbgebildeten » ein wichtigtuerisches Hühnergackern anzustellen, damit sei der Jugend gedient? Es ging um die Achtung vor dem Erzieher und nicht um die Unfehlbarkeitserklärung der Schulmeister. Den Standpunkt darf der Lehrer nie einnehmen, das macht ihn kleinlich und lächerlich. Der Mensch ist immer am grössten, wenn er bescheiden eigene Schwächen zugibt. Die Jugend hat für das ein besonders feines, natürliches Gefühl.

Diese Berufsauffassung hat dem Lehrerverein, als er sie in die Tat umsetzte, bei Behörden und Volk sofort das Zutrauen erworben, dass das Wohl der Jugend und nicht die Eigenliebe unsere Triebfeder sei.

Das Eingreifen der Selbstschutzorganisation unter diesem Stern entgiftete innert kurzer Zeit die ungemütlichen Verhältnisse. — *hlh* —

(Fortsetzung folgt.)

Schweizerische Lehrerkrankenkasse

An der Abgeordnetenversammlung vom 3. Juli 1948 muss der Präsident, Herr Hans Müller, Brugg, feststellen, dass die Auswirkungen der Teuerung sich bei der Krankenkasse in verstärktem Masse geltend machen. Erfreulich ist der Zuwachs an Mitgliedern und der leichte Rückgang im Bezug von Krankenscheinen. Das Vermögen genügt den Vorschriften und Bedürfnissen noch nicht; es muss weiter geäufnet werden.

Die Rechnung schliesst, dank der letztjährigen Beschlüsse, mit einem kleinen Vorschlag. Die Rechnungsprüfer stellen der Verwaltung das Zeugnis aus, dass sie die stark vermehrte Arbeit mit grösster Gewissenhaftigkeit rasch und genau erledigt. Dies ist auch von der eidgenössischen Prüfungsstelle anerkannt worden. Der Mitgliederbestand ist auf über 5000 angewachsen. Bern steht mit fast 1500 an zweiter Stelle hinter Zürich. Rechnungsprüfer Kast tadelt die Gleichgültigkeit, die an den grossen Rückständen in der Beitragszahlung die Hauptschuld trägt. In unsern Kreisen sollte treuen und stark belasteten Angestellten die Arbeit nicht in dieser Weise erschwert werden. Frankenmässig zahlen alle Mitglieder die Folgen solcher Rücksichtslosigkeiten.

Die Erweiterung der Tuberkuloseversicherung ist sehr zu begrüssen, verlangt aber vermehrte Opfer. Die Rückversicherung tritt jetzt schon mit 121 Kurtagen für Erwachsene und 61 für Kinder in Kraft. Die Bezugsdauer steigt von 540 auf 720 Tage innerhalb fünf Jahren, in besondern Fällen auf 1080 Tage. Auch Operationsbeiträge sind vorgesehen; die Tagesentschädigungen werden erhöht auf 5 Fr. für Erwachsene und 4 Fr. für Kinder, statt 4 und 3 wie bisher; weitere Erhöhungen sind vorgesehen. Glücklicherweise nehmen die schweren Fälle langsam ab; wir erhielten deshalb schon öfters Prämienrabatt. Dies soll leider von jetzt an nicht mehr gewährt werden; die Bemühungen um Erleichterung werden aber fortgesetzt, da die neuen Lasten das Mehrfache der bisherigen ausmachen. Vorläufig muss der Zuschlag auf 3 Fr. erhöht werden; von einer Abstufung wird abgesehen. Dem entsprechenden Statutennachtrag wird zugestimmt.

Für Frauen wird beantragt, wegen starken Steigens der Pflegekosten den Selbstbehalt zu erhöhen von 15% auf 20%, was den Fehlbetrag nur zum Teil deckt. Die Erhöhung soll gelten vom 1. Juli 1948 an. Von einer Erhöhung des Selbstbehalts für Kinder wird abgesehen, obschon sie rechnungsmässig ebenfalls gerechtfertigt wäre. Auf eine Frage von Fräulein Blaser, Biel, wird festgestellt, dass der Fehlbetrag bei den Kindern am grössten ist; auf eine Erhöhung wird aber verzichtet mit Rücksicht auf die kinderreichen Familien. Kollege Fawer, Nidau, weist darauf hin, dass durch die Erhöhung des Selbstbehaltes die Mitglieder etwas mehr belastet werden, die die Kasse besonders stark beanspruchen, und nicht etwa unterschiedslos alle weiblichen Mitglieder. Die gleichen Erfahrungen einer oft etwas zu weitgehenden Beanspruchung wurden in Stellvertretungskassen gemacht; eine Berücksichtigung der sehr unterschiedlichen Belastung der Kasse ist unvermeidlich. Der Antrag wird mit grossem Mehr angenommen.

Auch in der Taggeldklasse III wird der Teuerungszuschlag für weibliche Mitglieder von 4 auf 6 Fr. erhöht, was eigentlich nicht genügt. Es wird aber immer noch auf eine grössere Zurückhaltung im Bezug von Krankenscheinen gehofft.

Die Ärztetarife sind vor allem auch im Kanton Bern erhöht worden; andere Kantone folgen; eine baldige Anpassung der Beiträge ist nicht zu vermeiden. Verhandlungen mit der Ärzteschaft sind im Gange. Eine allgemein verbindliche Lösung kommt vielleicht mit dem neuen Krankenversicherungsgesetz.

Kantonale gesetzliche Regelungen sind im Werden; Beiträge sind in verschiedenen Kantonen schon er-

hältlich; am meisten zahlt der Kanton Zürich. Bern sieht für Tuberkuloseversicherte 1 Fr. Zuschuss vor. Diese Entwicklung ruft auch einem Zusammenschluss der kantonalen Krankenkassen; ein Anschluss unsererseits wird z. B. von den andern Krankenkassen des Kantons Bern gewünscht. Kollege Fawer erläutert die Umstände, die im Kanton Bern zu der Neuregelung des Krankenkassenwesens führten. Das Ergebnis der Verhandlungen wird darin bestehn, dass auf Grund des wirklichen Einkommens und Vermögens die Arztkosten abgestuft werden. Mit dem Präsidenten bezeugt Fawer, dass das Verhältnis der Lehrerkrankenkasse zu den Ärzteverbänden dauernd ein gutes und verständnisvolles war.

Die Konkurrenz einer jurassischen Krankenkasse ist nicht zu fürchten. Wer wegen eines kleinen Augenblickserfolges unserer Kasse den Rücken kehrt, wird meist durch die Erfahrung belehrt, dass er sich in seinen Berechnungen und Erwartungen täuschte.

Die Sorge, ob nächstes Jahr zur Feier des dreissigjährigen Bestehens der Kasse eine Schrift herausgegeben oder der Jahresbericht erweitert werden soll, wird dem Vorstand überbunden. Hoffentlich löst er die Frage im Sinne einer möglichst weitgehenden Geld-, Papier- und Arbeitsersparnis.

Nach einigen, meist erfreulichen Mitteilungen über den Geschäftsgang in der ersten Jahreshälfte 1948 schliesst der Präsident die Versammlung, nachdem ihm Kollege Hardmeier, unterstützt vom warmen Beifall der Versammlung, zum Schlusse für seine ausserordentlich gewissenhafte und liebevolle Arbeit für die Kasse gedankt und zu seiner Genesung herzlich Glück gewünscht hat. *s.*

Preisausschreiben

der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons Bern
(Schmellerfonds)

Thema: *Die Steuerbelastung im Kanton Bern, unter besonderer Berücksichtigung der natürlichen Personen.*

Die Arbeit soll umfassen:

1. Das Ausmass der derzeitigen Belastung durch direkte Staats- und Gemeindesteuern.
2. Einen Vergleich mit andern Kantonen.
3. Wenn die Belastung zu hoch ist, Angabe der Gründe usw.
4. Wege und Möglichkeiten einer Entlastung.

Die Arbeit hat unter anderem über die Belastung der einzelnen Kategorien von Steuerpflichtigen (natürliche und juristische Personen) sowie über die Belastung des Einkommens und Vermögens bzw. des Reingewinns und Kapitals Aufschluss zu geben. Bundessteuern sind auszuschliessen. Der Umfang der Arbeit soll einschliesslich Texttabellen, mindestens 50 normal beschriebene Schreibmaschinenseiten betragen.

Endtermin der Ablieferung ist der 30. April 1949. Die Arbeiten müssen mit einem Kennwort versehen (ohne Namen) an den Präsidenten der Gesellschaft, Herrn Prof. Dr. Ed. Kellenberger, Bern, Buchserstr. 2, abgeliefert werden. Name und Kennwort des Verfassers sind in einem verschlossenen Umschlag zuhanden des Preisgerichtes beizulegen.

Dem Preisgericht stehen Fr. 1500. — zur Verfügung. Als 1. Preis können Fr. 800. —, als 2. Preis Fr. 500. — ausbezahlt werden. Das Preisgericht behält sich vor, je nach dem Wert der Arbeiten die Preissumme herabzusetzen oder auf die besten Arbeiten zu verteilen und für gute, nicht prämiierte Arbeiten kleinere Entschädigungen auszurichten.

Die Beteiligung am Wettbewerb steht jedermann offen.

Das Preisgericht setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Dr. H. Freudiger, Chef des Statistischen Amtes der Stadt Bern, Bern, Präsident; Dr. H. Küpfer, kant. Steuerverwalter, Bern; Dr. G. Müller, alt Stadtpräsident, Biel; Dr. W. Stäuber, Adjunkt der Eidg. Steuerverwaltung, Bern; Dr. W. Weyermann, Sekretär des Kantonalbernischen Handels- und Industrievereins, Bern.

Bern, den 26. Juni 1948.

Volkswirtschaftliche Gesellschaft des Kantons Bern
Der Präsident:
Prof. Dr. *Ed. Kellenberger*

Geographie-Nummer der «Schulpraxis»

Die Mai/Juni-Nummer der «Schulpraxis» (Heft 2/3 des 38. Jahrgangs) enthält das Begleitwort zur neuen Schülerkarte des Kantons Bern. Die Erziehungsdirektion hat einen grossen Stock Sondernummern bestellt, die vom staatlichen Lehrmittelverlag zum Stückpreis von Fr. 1. — abgegeben werden.

Die Kartenbeilagen 1—3 sind nicht in allen Nummern dieselben, da alle Teile der zerschnittenen Kartenblätter verwendet werden mussten. Bei Bestellungen kann der Ausschnitt eines bestimmten Landesteiles gewünscht werden; der Lehrmittelverlag wird aber meist nicht in der Lage sein, dem Wunsche zu entsprechen.

Bestellungen sind ausschliesslich an den Lehrmittelverlag, Speichergasse 14/16, Bern, zu richten.

† Katharina Itten-Maurer

Am 22. Juni haben wir unsere einstige Kollegin, Frau *Katharina Itten* in Spiez, die nach einem arbeitsreichen Leben voll treuer Pflichterfüllung im Alter von 87 Jahren gestorben ist, zur ewigen Ruhe geleitet. Sie ist geboren und aufgewachsen im Schulhaus Weissenbach, wo ihr Vater Jakob Maurer als Lehrer wirkte. Im *Seminar Hindelbank* erhielt sie nach zweijährigem Kurs das Patent, so dass sie bereits im Alter von 17 Jahren ihren Beruf ausüben konnte und zwar in *Spiezwiler* als Stellvertreterin für Frau Kammer. Nach deren Rücktritt wurde Frl. Maurer ehrenvoll gewählt. 1889 reichte sie ihrem Kollegen *Johann Itten*, dem späteren Filial-Verwalter der Spar- und Leihkasse Thun, die Hand zum Ehebunde und schenkte ihm drei Kinder. Infolge der vielen Arbeit in Haus und Heim an der Oberlandstrasse entschloss sie sich nach 35jähriger Amtstätigkeit, die liebgewordene Schularbeit aufzugeben. Ein herber Schicksalsschlag war der Verlust des Gatten im Jahr

1936. Zudem stellten sich auch Altersbeschwerden wie ein Gehörleiden ein. Doch verlor die Heimgegangene das Gottvertrauen nicht und tat im Verborgenen viel Gutes. An der Leichenfeier zeichnete Pfarrer Strasser das Lebensbild der Verstorbenen, während Kollege *Gottfried Barben* namens der ehemaligen Schüler mit Worten des Dankes und der Anerkennung von Katharina Itten Abschied nahm. – *er.*

VERSCHIEDENES

Bundesfeierkarten und -marken. Am 15. Juni hat der Verkauf der Bundesfeierkarten und -marken begonnen. Tausende von opferbereiten Helfern zu Stadt und Land haben sich in den Dienst dieser Sache gestellt und sind nun daran, diese Karten und Marken auf Strassen und Plätzen oder im Verkauf von Haus zu Haus abzusetzen.

Die Bundesfeierkarte ist eine Reproduktion des Wandgemäldes von Kunstmaler Charles Giron im Nationalratssaal in Bern. Das Bild führt uns an die Wiege unserer Schweizerischen Eidgenossenschaft. Es zeigt einen Ausblick vom Seelisberg mit dem Urnersee zu Füssen in das Tal der Muota mit Brunnen und Schwyz und den beiden Mythen im Hintergrund. Dieses Sujet erhält durch das Jubiläumsjahr unserer Bundesverfassung eine ganz besondere Bedeutung und wird der Karte, so ist zuversichtlich zu hoffen, eine vermehrte Nachfrage sichern.

Es hätte nahe gelegen, auch bei derWahl der Sujets für die Marken auf die geschichtliche Bedeutung des Jahres Bezug zu nehmen. Man konnte davon absehen, weil die Eidgenössische Postverwaltung Serien von Jubiläumsmarken herausgibt. So sind die Sujets für die Bundesfeiermarken aus den angefangenen Reihen « Schweizerhäuser » und « Arbeit » hergeholt worden. Sie zeigen ein Freiburgerhaus von Faustina Iselin in Basel, ein Walliserhaus mit den charakteristisch auf geschichteten Steinen ruhenden Stadeln, gezeichnet von Kunstmaler Willy Koch St. Gallen und einen malerischen Häuserwinkel aus dem Tessin, von Kunstmaler Pierre Châtillon in La Chaux-de-Fonds. Die Fünfermarke stellt einen Grenzwächter mit seinem Hund auf einem Patrouillengang dar, ein Bild, das in der Zeit des Schwarzhandels und der unerlaubten Grenzübertritte besonders aktuell ist. Die Schöpferin ist die Genfer Graphikerin Karin Lieven.

Die Marken werden mit einem Zuschlag von 5 respektiv 10 Rp. zum Frankaturwert von 5, 10, 20 und 30 Rp. verkauft. Sie sind vom 15. Juni bis 30. November 1948 gültig und können auch an den Postschaltern und in den Kiosken und Bahnhofbuchhandlungen bezogen werden.

Möge der Umstand, dass der Karten- und Markenverkauf der Bekämpfung der Tuberkulose dienstbar gemacht wird, das seinige zu einem guten Erfolg Ieitragen. *

Tellspiele Interlaken. Nach dem Kriege sind letzten Sommer die Tell-Freilichtspiele in Interlaken wieder aufgenommen worden und erfuhren einen niegeahnten Besuch. Nirgends spricht sich die Freiheitsidee der Schweiz so packend und dramatisch aus wie in Schillers Wilhelm Tell. Dies in « Europas Mitte » mitzuerleben, ist heute mehr denn je Bedürfnis. Für Schulen sind bereits Ende Juni und anfangs Juli zwei Samstagaufführungen eingerichtet worden, und die Kinder gingen mit feuriger Begeisterung mit in den grossen Szenen. Hier konnte ein lebendiger Grundstein für die Schweizergeschichte gelegt werden. Da neuerdings zahlreiche Anfragen da sind für eine weitere Schüleraufführung, hat die Tellspiel-Gemeinde einstimmig beschlossen (hier geht's auch demokratisch zu) am Samstag den 28. August eine zusätzliche Schüleraufführung zu geben, Beginn 13.30 Uhr, Ende zirka 17 Uhr. Schüler zahlen Fr. 1.50, 2.— und 2.50. Anmeldungen nimmt das Tellbureau Interlaken (Telephon 8 77) entgegen. *St.*

Lehrer für Esperanto gesucht. Die Welthilfssprache Esperanto gewinnt immer mehr an Bedeutung, und ist zehnmal leichter zu erlernen als jede andere Sprache.

Der Esperantoverein Bern sucht deshalb Lehrer, die gewillt wären, Esperanto im Nebenamt zu unterrichten. Interessenten würden vollständig gratis in die Anfänge der Esperanto-Sprache eingeführt und können im Frühling einen sechstägigen Kurs als Esperanto-Kursleiter im Häberenbad absolvieren. Die Kosten dieses Kurses bezahlt der Esperantoverein Bern. Die Absolventen dieses Kurses müssten sich verpflichten, nachher Unterricht an Anfänger zu erteilen, selbstverständlich gegen Honorierung.

Nähere Auskunft wird an Interessenten gerne erteilt. Anfragen und Anmeldungen richte man gefl. an den Präsidenten des Esperantovereins Bern, *W. Streun*, Höheweg 40, Liebefeld.

« **Der zerbrochene Krug** » *von Heinrich von Kleist in Aarberg*, dargeboten von einer Spielgruppe der Sektion Aarberg des BLV am 5./6. Juni 1948, unter der Leitung von *Rudolf Joho*, Bern.

Ermutigt durch den ungeahnten Erfolg der letztjährigen « Jedermann »-Spiele, welcher eindeutig bewies, wie tief das Bedürfnis nach wahrer Kunst gerade auch im Landvolk verwurzelt ist, hat sich die rührige Aarberger Lehrersektion diesmal an ein *klassisches Lustspiel* gewagt, das im deutschen Sprachgebiet mit Recht als das beste seiner Art gilt.

Das Stück ist nicht – so wenig wie der « Jedermann » – für das Volkstheater bestimmt; seine geschliffene Sprache mit all ihren Feinheiten und Nuancen und der geistsprühende, humorgeladene Dialog, der wie ein feingliedriges Räderwerk ineinandergreift, bieten dem gewöhnlichen Laienspieler unüberwindliche Schwierigkeiten. Eine Aufführung mit unzulänglichen Mitteln – wie sie leider immer wieder vorkommen – ist aber ein Vergehen gegen den Dichter und sein Werk.

Es ist deshalb ein besonderes Verdienst der Aarberger Lehrerschaft, wenn sie durch die Aufführung derartig wertvoller Spiele, welche auf der Volksbühne normalerweise nicht oder nur ganz unbefriedigend dargestellt werden können, der ländlichen Bevölkerung, welcher im allgemeinen das städtische Berufstheater fernliegt, den Zugang zu den höchsten Gütern geistiger Kultur verschafft und ihr damit einen auserlesenen Genuss bietet, der ihr sonst versagt bliebe. Schon diese ernsthaften Bemühungen um das kulturelle Leben auf dem Land, dieses Streben über das Mittelmass hinaus nach höheren Zielen, verdienen die dankbare Anerkennung und tatkräftige Unterstützung der ganzen Bevölkerung.

Wenn man dazu noch vernimmt, dass wiederum der bekannte Regisseur *Rudolf Joho*, Bern – ein wahrhaft berufener Künstler seines Faches – die Leitung übernommen hat, und wenn man die ausgesprochene Theaterbegabung einzelner Spieler kennt, welche in ihrer Freizeit unermüdlich an ihrer sprachlichen Weiterbildung arbeiten, so wird man auch dieses Jahr eine bis ins Détail ausgefeilte Aufführung erwarten, die – wenn man die naturgemäss gesetzten Grenzen berücksichtigt – nicht vollkommen sein kann, die aber doch weit über dem Niveau des landläufigen Vereinstheaters steht und jedenfalls das Maximum dessen darstellt, was der Laienbühne zugemutet werden darf.

Die erste Aufführung vor der versammelten Lehrerschaft an der Sektionsversammlung erfüllte denn auch diese Erwartungen aufs schönste, so dass die beiden öffentlichen Aufführungen wiederum zu einem bewunderungswürdigen Erfolg wurden. Man muss sie schon selber miterlebt haben, diese lebenssprühenden Szenen, diese reizenden Einfälle der Inszenierung: die immer wieder wechselnden Stellungen und Bewegungen der handelnden Figuren, das Mitschwingen der « stummen Rollen », die eindrucksstarken Steigerungen, vor allem gegen den Schluss hin, und wieder dazwischen die

spannungsgeladenen, gebärdenerfüllten Pausen. Wie köstlich schon der Anfang: Das stumme Spiel der beiden kichernden Mägde zur «Erweckung» des schlaftrunkenen Adams und seine mühselige «Erhebung»! Und mit welchem Vergnügen verfolgte man doch die unabänderliche Erfüllung des Geschickes, bis zuletzt der arme Sünder im eigenen Netze zappelte! Was für gut gezeichnete Gestalten auch: der geniesserische Adam, der pfiffige Schreiber Licht, der tollpatschige, gutmütige Ruprecht und schliesslich – alle überragend – die in ihrer Ehre verletzte Frau Marthe mit «Haar an den Zähnen». Staunenswert aber auch, wie — mit wenigen Ausnahmen — die ausserordentlichen sprachlichen Schwierigkeiten gemeistert wurden. Welch hingebungsvolle Kleinarbeit dafür «hinter den Kulissen» von Frau Joho geleistet wurde, ahnt freilich nur der Eingeweihte.

Ein klassisches Lustspiel auf der Volksbühne? Schwer zu verstehen wegen seiner schriftdeutschen Sprache, darum langweilig für den «einfachen Mann»? Keine Rede! An solchem lebensvollem Spiel darf jedermann seine helle Freude haben

Die Aarberger Lehrerschaft aber kann man nur beglückwünschen zur Begründung einer so hochstehenden Theatertradition! *Hans Bill.*

Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes. Die Kommission für das hauswirtschaftliche Bildungswesen der Oberländischen Volkswirtschaftskammer hielt kürzlich in Spiez unter dem Vorsitze von Frau Dr. Baumgartner (Brienz) eine Sitzung ab. Die Präsidentin erstattete Bericht über die Kurstätigkeit vom Herbst 1947 bis Frühling 1948, die wiederum eine rege und erspriessliche war. Gute Aufnahme fanden die hauswirtschaftlichen Weiterbildungskurse für Erwachsene in Lenk, St. Stephan, Oey-Diemtigen, Äschi, Adelboden und Reutigen, sowie der Fabrikkurs bei der Berneralpen Milchgesellschaft. Sie wurden von 108 Frauen und Töchtern besucht. Zur Verwirklichung des obligatorischen hauswirtschaftlichen Schulmädchenunterrichtes kamen sechs Kurse mit 79 Schülerinnen in Buchen, Heimenschwand, Eriz, Lauenen, Fuhren-Gadmen und Guttannen zur Durchführung. Den Unterricht erteilten in gewohnt gründlicher Weise die Hauswirtschaftslehrerinnen, Frl. Maetzener, Frl. Amstutz und Frl. Tännler.

Die von der Kommission für Näh- und Flickkurse organisierten Veranstaltungen beliefen sich auf 30 mit 489 Teilnehmerinnen. – Die Kommissionsmitglieder orientierten über ihre Kursbesuche. Der Tätigkeitsbericht und die von der Sekretärin, Frl. Zwahlen, abgelegte Abrechnung fanden einstimmig Genehmigung. Im weitern wurde das Kursprogramm pro 1948/49 vorbereitet. Den Rücktrittsgesuchen der langjährigen, geschätzten Wanderlehrerinnen, Frl. Amstutz und Frl. Tännler, wurde unter Verdankung der geleisteten Dienste entsprochen und die Kommission mit der Stellenausschreibung beauftragt.

Die hauswirtschaftlichen Bildungskurse erfüllen eine wichtige Aufgabe im Dienste der Volkswohlfahrt und sozialen Fürsorge. *

Glanzfasanen im Tierpark. Vor kurzem gelangte der Tierpark in den Besitz zweier Paare des «Monaul» oder Glanzfasans, einer der farbenprächtigsten Fasanenarten, die ihres hohen Wertes halber nicht oft in Zoologischen Gärten gezeigt werden.

Man findet diesen Hühnervogel in den Gebirgswäldern der ganzen Himalaya-Kette von Afghanistan bis Bhutan. Er ist ein wetterhartes Tier, das auch noch oberhalb der Baumgrenze auf hohen Alpweiden vorkommt. Sein Hauptlebensraum liegt zwischen 1800 und 4000 m ü. M. Im Sommer findet man ihn zwischen Föhren und Rhododendron, im Herbst jedoch wandert er abwärts zu den Eichen-, Kastanien und Magnolienwäldern, in denen er den Winter verbringt.

Den grössten Teil des Jahres leben Männchen und Weibchen getrennt voneinander und finden sich nur im Frühling zur Brutzeit zusammen. Gerade dann ist das metallisch glänzende Gefieder des Hahns am schönsten. Orientalische Dichter nannten ihn den «Goldenen Vogel» und verglichen sein Federkleid mit Smaragden und Saphiren. Leider wurde der Glanzfasan wegen seines Federschmuckes verfolgt, denn die Nachfrage nach den Federn von seiten der Modistinnen war gross, und früher gelangten diese kostberen Gebilde in grosser Zahl in London zum Verkauf.

Man hat oft, besonders in Frankreich, versucht, den Glanzfasan in Europa anzusiedeln, jedoch ohne Erfolg. Wohl pflanzt er sich in unseren Breiten fort, aber nur, wenn er richtige Temperatur, Feuchtigkeit und Nahrung findet. Im Londoner Zoo wurde er erstmals zwischen 1854 und 1856 gezüchtet. *M.-H.*

L'ECOLE BERNOISE

Le centenaire de la Constitution de 1848

V. Le premier Conseil fédéral et commentaires.

Nous avons vu que le Conseil national était formé d'une majorité compacte de libéraux et de radicaux. Il en était de même, à peu de chose près, du Conseil des Etats, qui comptait cependant, par rapport aux 44 membres qui le composaient, une plus grande proportion de députés conservateurs, soit huit ou neuf, ou le cinquième de ce corps. Il va de soi que le Conseil fédéral ne pouvait être que l'image de l'Assemblée fédérale.

Les élections du Conseil fédéral eurent lieu le 16 novembre 1848. Il fut constitué comme suit:

Ulrich Ochsenbein, président du Conseil-exécutif du canton de Berne, fut élu au premier tour de scrutin par 92 voix; Jonas Furrer, bourgmestre de Zurich, au premier tour par 85 voix; Henri Druey, conseiller d'Etat vaudois, au premier tour par 76 voix; Guillaume Näff, landammann de Saint-Gall, au premier tour par 72 voix; Joseph Munzinger, landammann de Soleure, au second tour par 71 voix; Frédéric Frey-Hérosé, landammann d'Argovie, au second tour par 70 voix; enfin Stefano Franscini, conseiller d'Etat tessinois, au troisième tour par 68 voix. Jonas Furrer fut élu président de la Confédération, et Jean-Conrad Kern, de Thurgovie, président du Tribunal fédéral. Les deux confessions chrétiennes et les trois langues nationales, ainsi que les trois plus grands cantons, Berne, Zurich et Vaud, étaient représentés au Conseil fédéral. Il y avait quatre protestants et trois catholiques, Munzinger, Näff et Franscini. Le premier chancelier de la Confédération fut l'Appenzellois Jean-Ulrich Schiess, de Herisau.

Tous les membres du Conseil fédéral étaient des libéraux ou des radicaux modérés; tous les sept avaient un passé révolutionnaire. Parvenus au pouvoir, ils dépouillèrent le partisan et se montrèrent beaucoup plus modérés que leurs coreligionnaires politiques du Parlement, prouvant une fois de plus qu'un jacobin

ministre, n'est pas nécessairement un ministre jacobin. Tout en ayant pris une part active à la vie intérieure de leur canton, ils avaient combattu au premier rang du mouvement radical en faveur de la revision du Pacte fédéral de 1815. La Constitution de 1848 étant leur œuvre et celle de leurs compagnons d'armes, ils étaient hautement qualifiés pour l'interpréter et pour l'appliquer. Cinq d'entre eux, Furrer, Ochsenbein, Druey, Munzinger et Frey-Hérosé, avaient fait partie de cette fameuse Commission des Sept qui, à partir du 20 juillet 1847, avait de fait gouverné la Suisse, établissant ainsi la liaison entre l'ancien régime et le nouveau, ce qui permit de passer de l'un à l'autre sans heurts ni secousses.

La Diète transmit ses pouvoirs au Conseil fédéral le 20 novembre 1848. Le lendemain déjà, il se réunissait à l'Hôtel d'Erlach, mis provisoirement à la disposition des services fédéraux par la commune bourgeoise de Berne. Les conseillers fédéraux se répartirent les sept départements: Furrer, président de la Confédération, eut le département politique, c'est-à-dire les affaires étrangères; Druey, vice-président, le département de justice et police; Munzinger, celui des finances; Ochsenbein, le département militaire; Franscini, l'intérieur; Frey-Hérosé, le commerce et les douanes; et Näff, les postes et les travaux publics. D'après le règlement du 16 mai 1849, le Conseil fédéral devait procéder chaque année à une nouvelle répartition des départements, ce qui n'empêcha pas un conseiller fédéral de diriger le même dicastère plusieurs années de suite. Näff fut à la tête du sien pendant quatorze ans, et Frey-Hérosé, pendant onze ans. Franscini dirigea le département de l'intérieur jusqu'à sa mort en 1857.

Henri Druey était avec Jonas Furrer la meilleure tête du Conseil fédéral. La figure empâtée, l'allure un peu lourde, son enveloppe grossière cachait toutefois un esprit subtil, une âme passionnée, une pensée hardie. Dans son canton, il avait demandé en 1831 déjà qu'une indemnité fût accordée aux membres du Conseil législatif, que les élections eussent lieu le dimanche et que les femmes fussent autorisées à participer à l'administration de l'Eglise. Pour lui, l'Etat ni la société n'étaient des organismes rigides, mais ils étaient en perpétuel devenir. Ce fougueux tribun, après avoir ému ou réjoui les masses par ses discours profonds ou burlesques, se retirait dans le silence de son cabinet pour s'y livrer à de hautes spéculations métaphysiques. Il vécut toujours simplement, et, comme plus tard Louis Ruchonnet et Numa Droz, il mourut pauvre.

Au Conseil fédéral, cet élément impétueux fut maintenu dans les bornes de la modération par Jonas Furrer, esprit conciliateur et pondéré, discret et enjoué, observateur clairvoyant et un peu caustique des mœurs de son temps, âme loyale et franche. Bien que de santé délicate, Furrer dirigea le Conseil fédéral pendant treize ans, c'est-à-dire jusqu'à sa mort. Il fut quatre fois président de la Confédération. Il mourut le 28 juillet 1861, à Ragaz, par un lumineux matin. Avant de s'éteindre, il put contempler une dernière fois les glaciers étincelants de ce pays qu'il avait tant aimé et si bien servi.

Joseph Munzinger, le ci-devant « despote d'Olten », avait été honoré d'une sérénade aux flambeaux à la veille de son départ de cette ville pour Berne. Cet homme à l'extérieur modeste et au langage sans prétention, mais d'un caractère ferme, s'imposa par son bon sens et son esprit droit à ses collègues du Conseil fédéral, qui disaient volontiers lorsqu'ils avaient une question difficile à résoudre: « Qu'en pense Munzinger? ». Ulrich Ochsenbein était un ardent patriote, d'un noble caractère et d'une nature ouverte; mais les attaques sans merci dont il fut l'objet de la part de Jacob Stämpfli et des radicaux bernois le rendirent nerveux. Il se rapprocha des conservateurs et, en 1854, perdit son siège. Stefano Franscini, le « père de la statistique suisse », était né à Bodio, dans la basse Léventine, l'aîné d'une famille de pauvres gens. Dans son enfance, il avait gardé les moutons de son père; il devint maître, puis chef d'institut. Il n'avait pas le génie politique d'un Druey ou d'un Furrer; mais il avait l'expérience des affaires. Au Conseil fédéral, il fit preuve d'une activité prodigieuse et d'un désintéressement absolu. Dans la froide et rude ville fédérale, il regrettait cependant son pays natal, son Tessin ensoleillé.

Le Conseil fédéral acquit en peu d'années une singulière autorité. Comme on vient de le voir, il était composé en 1848 d'hommes aux tempéraments et aux caractères différents, mais ces magistrats étaient étroitement unis par leurs idées politiques et par le souvenir des luttes qu'ils avaient livrées en commun sur le plan fédéral. Ils étaient parfaitement d'accord entre eux sur les fins à atteindre et sur les moyens d'y parvenir. Ils se firent les interprètes fidèles et scrupuleux de la Constitution, et se gardèrent bien d'empiéter sur les attributions des cantons. Ils gouvernèrent avec sagesse, prudence et modération. Toutes les décisions étaient prises collectivement, ce qui leur conférait beaucoup de force et d'autorité. Ainsi, dès le début, le Conseil fédéral fut un corps aux éléments homogènes, solides et cohérents. Une tradition était créée, qui s'est maintenue jusqu'à nos jours, tradition strictement conforme au génie helvétique.

Le Conseil fédéral est en effet une institution spécifiquement suisse, qui ne peut se concevoir nulle part ailleurs dans le monde. Il n'est pas un conseil des ministres, dirigé par un président qu'a choisi le chef de l'Etat pour former un cabinet, et pour désigner à son tour ses collaborateurs. Le Conseil fédéral est un collège d'égaux; le président qui dirige ses délibérations ne jouit d'aucun privilège particulier; il ne porte qu'un titre honorifique. Toute décision de quelque importance prise par un conseiller fédéral, en sa qualité de chef d'un département, ne peut avoir force de loi que si elle a été sanctionnée par le Conseil fédéral. Bien que ses membres soient solidaires les uns des autres, le Conseil fédéral ignore les crises ministérielles. Il ne pose jamais la question de confiance. Il reste au pouvoir même s'il est désavoué par les Chambres, dans son ensemble ou dans l'un de ses membres. Il en va de même quand un conseiller fédéral démissionne ou, ce qui est extrêmement rare, quand il n'est pas réélu. Pratiquement incontrôlé et incontrôlable, comme l'a écrit W. Martin, le Conseil fédéral est le gouvernement le plus cohérent et le plus stable de l'Europe.

Dominé par cette puissante institution de caractère oligarchique, le Conseil national n'a joué qu'un rôle assez effacé et n'a exercé en général qu'une faible action sur les destinées du pays. Ses attributions, il est vrai, étaient assez restreintes, puisqu'il ne pouvait agir sur l'autorité exécutive que par le vote du budget, par le contrôle sur la gestion des différents départements et par la réélection quadriennale du Conseil fédéral. Dès le début, le Conseil national soutint sans réserve le Conseil fédéral. *P.-O. Bessire.*

Une politique intellectuelle de la Suisse

Le « Bulletin de l'Association suisse pour les Nations Unies » nº 14, de mai/juin 1948) vient de publier un article fort remarqué sur *L'Enigme allemande.* Nous en extrayons les lignes suivantes, dans l'idée qu'elles méritent d'être diffusées aussi par un journal pédagogique. *Rédaction.*

Les Suisses sont unanimes à désirer voir tous les Européens, les Allemands y compris, être heureux dans une Europe libre. Pour atteindre ce but, la réalisation de certaines conditions préliminaires est indispensable. La première, c'est que nos voisins du Nord, séparés de l'ensemble du monde par un courant asiatique et la course au clocher des nationalismes – le bismarckien compris – reprennent contact, au point de vue spirituel, avec l'extérieur. Ceci est dans l'intérêt des Allemands eux-mêmes. Les dirigeants de l'Université de Fribourg-en-Brisgau l'ont reconnu et démontré par l'exemple, lorsque dès février 1946, ils prièrent l'Université française de Strasbourg de leur envoyer des conférenciers. Cette haute école leur délégua effectivement M. Robert Redslob, l'éminent jurisconsulte de droit public, et M. Fourquet, linguiste et philosophe distingué; depuis lors, M. Redslob donne même à Fribourg-en-Brisgau un cours sur le développement du droit international.

En bref, nous devons tenter un retour à l'humanisme large et généreux de la Renaissance, illustré en Suisse par Erasme et Paracelse, afin de trouver entre les Allemands et leurs voisins, entre tous les Européens indistinctement, des *dénominateurs communs.* Le meilleur des dénominateurs serait certes l'amour de Dieu; mais laissons ce point délicat à l'appréciation des Facultés de théologie.

Les Suisses peuvent, sans fausse honte, se lancer dans cette voie, forts de la tournure d'esprit particulière qui est leur apanage, ensuite de leur situation géographique centrale et de leur polyglottisme: comportement qui facilite la compréhension des autres mentalités et, indirectement, la conception d'un humanisme européen. Les Suisses s'interdisent par là même toute immixtion dans les aventures de la politique proprement dite, et s'obligent même à témoigner, dans leur tâche spirituelle, de tact et de discrétion.

Ceci dit, les Suisses sont en droit de proclamer certaines vérités premières, notamment que la rééducation des Allemands ne peut venir que des Allemands eux-mêmes remplissant leur devoir envers leur pays et l'humanité. Un enseignement confié aux vainqueurs ou aux gouvernements de leur création ne saurait revêtir la même valeur qu'un développement organique issu des sources profondes de l'âme allemande, libérée des tutelles étrangères, notamment de celle des Vieux-Prussiens aux trois quarts Slaves.

Il faut faire prédominer partout et en tous lieux le culte de Minerve sur celui de Mars. Du côté allemand, il conviendrait que cessât certaine campagne contre la civilisation, dont le plus beau fleuron fut certes ce propos de l'écrivain Hans Johnst: « Quand j'entends prononcer le mot de civilisation, j'arme mon pistolet! ». Il en est de même des sarcasmes contre les « littérateurs de civilisation » (Zivilisationsliterate). D'autre part, n'ayons garde d'oublier les noms de grands Européens parmi les Allemands, comme Gœthe et Schiller, comme ceux de maîtres de la musique, auxquels le monde entier est redevable d'œuvres impérissables. Il faut croire que le jour reviendra où l'on ira en pèlerinage humain dans cette Athènes allemande qu'est Weimar. Mais à cette fin, le concours des Suisses et des Autrichiens se révèle indispensable.

Ainsi que l'affirme M. Bretscher dans la *Revue politique*, un visiteur allemand de la Suisse est fortement impressionné par le retour vers une « atmosphère naturelle et intellectuelle de l'Occident »; il déclare que les Helvètes pourraient constituer un foyer de forces et de sèves saines et toniques, capables de vivifier un continent durement éprouvé.

Un officier supérieur de la zone d'occupation française nous écrit: « Nos deux peuples sont si différents; leurs réactions sont si opposées – en dépit d'une civilisation commune et d'un christianisme apparemment identique – que vous, Suisses, pouvez être les bons messagers des uns vis-à-vis des autres ».

Les Suisses sont disposés à pratiquer activement une politique généreuse de collaboration internationale. Ceci en nous gardant de toute allure pédantesque, mais profondément convaincus qu'une solution spirituelle du problème allemand et européen suppose nécessairement le retour de ce peuple dans la communauté internationale.

Le 18 décembre 1947, M. Max Petitpierre, chef du Département politique, répondant à une motion de M. Bœrlin, a caractérisé avec une parfaite netteté la politique officielle de la Suisse à cet égard. La Confédération, déclara-t-il, se borne à accorder son appui moral aux initiatives privées tendant à venir en aide aux intellectuels d'outre-Rhin, et il appartient à ces dernières d'obtenir l'assentiment des autorités d'occupation. Cependant, les généraux alliés n'ont pas tenté – à l'exception d'un cas que nous verrons tout à l'heure – beaucoup de compréhension pour nos aspirations humanitaires.

La présence d'une grande misère spirituelle dans le peuple allemand est évidente. Partout l'on se heurte à un appauvrissement intellectuel. Il manque de livres, d'imprimeries, voire même de papier. Diverses branches de l'activité intellectuelle ont été négligées depuis douze ans. Certains universitaires allemands l'ont parfaitement compris, comme le montre le cas de Fribourg-en-Brisgau. Cependant, ils ne s'adressent pas aux universités de chez nous, ignorant sans doute que nous serions disposés à accepter leurs suggestions, que nous n'avons pas proclamées jusqu'ici avec assez de force.

En quoi peut consister un programme d'action positive ?

1° Echanges de professeurs et de conférenciers;
2° Echanges d'expositions artistiques;
3° Envois de livres, de brochures, de périodiques et de journaux;
4° Accueil d'élèves et d'étudiants allemands dans nos universités et écoles moyennes;
5° Initiatives d'ordre religieux;
6° Echanges intellectuels internationaux sur notre territoire;
7° Appel à la collaboration des Autrichiens et peut-être des Suédois;
8° Interventions auprès des autorités d'occupation.

Il est intéressant de relever les campagnes que la Suisse a déjà engagées de ses propres moyens outre-Rhin. Nous ne parlons pas – excepté le cas de Rheinfelden-Bade, traité plus loin – de l'aide matérielle très importante que le Don Suisse a fournie dans les différentes zones d'occupation. Citons par contre la « Kommission für kirchlichen Hilfs- und Wiederaufbau des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes » et la « Caritas » catholique, deux entreprises confessionnelles d'un rayonnement très actif.

A mentionner également « L'aide par le livre aux pays dévastés par la guerre », présidée par M. Herbert Lang, de Berne, qui a fourni des apports très importants aux bibliothèques universitaires, à certaines bibliothèques publiques et qui est en train d'organiser une aide aux écoles normales qui ressentent un besoin urgent de livres. Sa section de conférences, dirigée par M. H. Zbinden-Segantini, de Berne, a organisé des causeries dans des camps de prisonniers allemands en Angleterre, dès juin 1947 jusqu'en avril de cette année. Cette section va être développée, et, après avoir pris contact avec les milieux allemands compétents, s'apprête à envoyer des personnalités suisses pour prendre part à des cours d'information de dix à quinze jours dans les divers domaines de la vie intellectuelle et professionnelle en Allemagne.

Le Réarmement moral a invité à Caux et à Berne des personnalités éminentes allemandes et autrichiennes, qui se sont rencontrées avec des Français et des Britanniques. Il n'existe pas moins de 71 entreprises suisses qui s'occupent de l'entraide intellectuelle en Allemagne.

L'une des initiatives les plus récentes est le camp de rééducation professionnelle de Rheinfelden-Bade, œuvre du Don Suisse. Ces camps de réadaptation professionnelle ont pris naissance en Suisse, pour le régime des réfugiés. L'idée d'en créer un sur territoire badois fut bien accueillie par le gouvernement de Sud-Bade et par les autorités françaises d'occupation. 65 Allemands du Sud, des fugitifs de l'Orient, des invalides de guerre et des jeunes y furent accueillis pour six mois, au terme desquels ils recevaient leur brevet professionnel. Le général Luc, gouverneur militaire de Sæckingen et M. Lais, ministre badois, ont assisté à une inspection récente. Notre presse a enregistré les paroles particulièrement aimables adressées par le général Luc à notre pays.

La France ne serait-elle pas prédestinée à comprendre nos initiatives ? Il y a vingt ans, le comte Kayserling – d'origine balte – écrivait: « La culture européenne ne satisfait immédiatement, sur toute la planète, que sous sa forme française. C'est pourquoi la plupart des beaux styles européens qui sont devenus la propriété de tous sont d'origine française ». Et M. Schumacher disait l'autre jour dans la « Weltwoche »: « La France et l'Italie sont des partenaires égaux en droit; marchant la main dans la main, elles peuvent réaliser des succès décisifs pour le salut de l'Europe ». Nos confédérés de langue allemande n'hésitent pas à le reconnaître.

Nous nous en sommes expliqué avec nos amis français, notamment à une soirée impressionnante organisée par la Société industrielle de Mulhouse, sous la présidence experte de M. Jean Dollfus: nos voisins ont fort bien compris le point de vue helvétique.

*

Ces initiatives existent donc, mais à l'état chaotique, sans être coordonnées, ce qui leur enlève une grande partie de leur efficacité. N'appartiendrait-il pas à nos hautes écoles d'assumer cette tâche ? Ne nous faisons aucune illusion sur la très lourde responsabilité morale qui nous incombera si nous franchissons ce pas décisif. Pour donner à autrui des leçons d'esprit pacifique et humain, il faudrait être soi-même impeccable et se regarder dans la glace sans rougir. Ne serait-ce pas l'occasion bienvenue pour procéder à une révision complète des valeurs relatives au problème redoutable de la lutte contre la barbarie ? La collaboration fraternelle des groupes linguistiques laisse encore à désirer (à l'exception de Bienne et des Grisons peut-être). La douceur des jugements de tribunaux dans les cas de sévices exercés sur des enfants n'est peut-être pas très digne d'un peuple hautement civilisé. Des parodies de justice comme celle d'Andermatt nous humilient. Et les combats de boxe, et les pratiques barbares sur des animaux ? Et la chasse par des citadins ?

Un programme d'humanité devrait être réalisé chez les jeunes gens. Un livre comme « Du cœur » *(De cuore)* d'Edmond De Amicis, lu à l'âge de treize ans, peut exercer une influence déterminante sur toute une vie.

Si une politique spirituelle en Allemagne nous conduisait à une sérieuse révision des valeurs morales dans notre belle Helvétie, n'aurions-nous pas fait coup double ? *R. Bovet-Grisel.*

A L'ETRANGER

Grande-Bretagne. *Jeunes protecteurs des arbres.* Dans un article du journal anglais « Trees », l'organe des amis des arbres, le chef des jeunes, S. C. Warren-Wren, signale les essais tentés dans son district de Cornouailles pour développer parmi la jeunesse le sentiment de la nature, et éveiller chez elle tout particulièrement l'intérêt et l'amour pour les arbres. A cet effet sont organisées principalement des excursions et des manifestations de camping au cours desquelles les participants ne reçoivent pas que des connaissances théoriques par des conférences et des démonstrations: en contact avec des spécialistes, ils étudient la nature d'une manière pratique; le rôle et la valeur des arbres, ainsi que les soins à leur donner sont tout spécialement mis en évidence. Un cours de ce genre

a même été organisé pendant l'hiver et a eu un grand succès. Le chef des jeunes exprime l'espoir de pouvoir inculquer ainsi à un nombre toujours plus élevé de jeunes gens le sentiment de leur responsabilité vis-à-vis de la nature, et à en faire des protecteurs des arbres. *N. K.*

Yougoslavie. *Lutte contre l'analphabétisme.* Les chiffres suivants, communiqués par le Service de presse de la Légation de Yougoslavie à Berne, donnent une idée de l'ampleur de la lutte entreprise dans la nouvelle Yougoslavie, par toutes les organisations populaires, pour réduire l'analphabétisme: 6504 illettrés ont appris à lire et à écrire en 1938, tandis qu'en 1946 leur nombre s'est élevé à 429 932.

Etats-Unis. *La science à l'Université.* Etant donné le rôle toujours plus important que joue la science dans la vie de la société, l'Université de Yale vient de créer un enseignement scientifique d'un nouveau genre. Tous les étudiants, quelle que soit leur spécialisation, devront le suivre pendant une année entière. La physique et la chimie sont enseignées en fonction l'une de l'autre pendant le premier semestre. En automne 1948, le programme combinera l'enseignement de la zoologie, de la botanique et de la psychologie. Tous les cours sont théoriques et didactiques. En revanche, les étudiants en science suivront dorénavant des cours obligatoires dans les humanités. Le but de ces innovations est de combler le fossé qui se creuse entre les humanités et la science et de former des personnes complètes, au lieu de spécialistes étroitement confinés dans leur branche. (*Journal of Education*, mars 1948.)

La T S F et l'éducation des parents. Les principales stations d'émissions radiophoniques ont enfin reconnu que la plupart de leurs auditeurs adultes sont après tout des parents, et que les problèmes psychologiques de l'enfance et ceux que soulèvent les relations entre parents et enfants peuvent les intéresser. Un programme hebdomadaire – « Le Portail de la Vie » – cite, avec une profonde connaissance de la psychologie, des cas authentiques de difficultés caractéristiques sans oublier d'indiquer les remèdes qui se sont avérés efficaces. Un autre, « Sont-ce là nos enfants ? », est plus sensationnel puisqu'il est basé sur les documents des tribunaux de l'enfance. Il donne des exemples de maladresses et de fautes de parents qui ont entraîné la délinquance de leurs enfants, ainsi que de la funeste influence de fléaux sociaux. Enfin, la série des « Enfants de la Guerre » expose les difficultés et les besoins affectifs atteignant les enfants actuellement dans les classes primaires inférieures, qui – durant les premières années de leur vie – ont souffert de la désagrégation des familles qu'entraîne la guerre. *B.I.E.*

Canada. *Rapport sur les manuels d'histoire.* En 1944, le Canada et les Etats-Unis ont créé une Commission mixte de l'Education. Celle-ci vient de publier un rapport sur les manuels d'histoire, dont elle affirme « que c'est la première fois qu'un examen de manuels scolaires a été fait conjointement par des organes compétents de deux nations indépendantes ». Aux Etats-Unis, 23 manuels ont été choisis représentant ensemble le 75% des livres d'histoire en usage dans les écoles de ce pays. On a découvert qu'une moyenne de 11 pages seulement y étaient consacrées au Canada; encore celles-ci ne mettaient-elles pas toujours l'accent sur des points importants. L'examen de 30 manuels canadiens donna à peu près les mêmes résultats en ce qui concerne les Etats-Unis. Le rapport constate que l'histoire est traitée dans les deux pays du point de vue purement national et qu'on accorde en général plus d'importance aux conflits qu'aux aspects favorables des relations entre le Canada et les Etats-Unis, en particulier dans les domaines économique, culturel et social. Il insiste pour que de nouveaux manuels soient rédigés présentant les faits qui peuvent donner une connaissance réciproque plus exacte et créer une plus juste compréhension mutuelle. *B.I.E.*

BIBLIOGRAPHIE

La Revue Transjurane. Revue littéraire et artistique. Grand-Rue, Tramelan. Le numéro fr. 2.—; abonnement: série de quatre numéros fr. 6.—.

Le numéro 3 de la troisième série est sorti récemment de presse. Editée avec beaucoup de soin et de goût, rehaussée de six lithographies inédites – à noter les deux *Commères* – compositions de Georges Dessoulavy, cette plaquette ne manquera pas de séduire le lecteur. Elle contient un choix intéressant de vers et de prose, nous fait connaître les œuvres de certains étrangers: tels Vicente Huidobro, le grand poète franco-chilien décédé récemment, Tristan Zara, promoteur comme lui de la poésie moderne, Illya Ehrenbourg, l'illustre journaliste et écrivain soviétique. Elle nous révèle aussi d'autres talents, plus près de nous par la race. André Brincourt a des accents mélancoliques fort séduisants dans *Automne*. *Nocturne*, de Gilbert Troillet, est empreint d'une grande sensibilité. Et nous ne saurions passer sous silence *Pour une rose*, les jolis vers de Francis Bourquin, tout d'harmonie et de jeunesse. *L. P.*

André Chamson, **Si la parole a quelque pouvoir.** Un volume de la Collection « Espaces ». Editions du Mont-Blanc, Genève.

La grande expérience de la vie est de confronter justement les valeurs dont on se réclame et les actes que l'on fait, pour éprouver leur accord au delà des événements. Le livre d'André Chamson n'a pas d'autre but. Il est fait de discours et d'articles de revues, dont certains ont déjà plus de dix années. Ils suivent le fil de l'histoire et reflètent les événements qui ont pesé sur nos vies pendant cette période. L'angoisse, la guerre et l'espoir s'y succèdent tour à tour et nous posent tour à tour les questions auxquelles il a fallu que chacun de nous réponde. Mais quand l'auteur apportait ainsi ce qu'il croyait être la réponse de la vérité, il le faisait en homme du rang et il n'était pas question que l'histoire l'écoute, comme il lui arrive quelquefois d'écouter les hommes d'Etat responsables. Ces articles n'ont pas dépassé l'audience des revues littéraires. Aucun de ces écrits n'a eu plus de poids sur l'histoire de notre temps que les pensées exprimées par un homme libre et qui cherche à savoir ce que les événements vont faire de tout ce qui lui semble donner une valeur à la vie.

Là réside la valeur, la grande valeur du livre. Ses chapitres ne sont pas un témoignage pour l'histoire, mais pour *l'Homme :* pour l'homme, engagé dans cette histoire mais qui doit vivre encore au delà des événements qu'il a traversés. Vous aimerez ce livre sincère qui retrace brièvement quinze ans (1933—48) de la vie d'un homme à la recherche du vrai. *L. Roulet.*

Félix Salten, **Le monde des bêtes.** Traduction de Madame C. Bourquin; avec quatorze dessins à la plume de W. E. Baer. Un volume broché de 172 pages. Editions Delachaux & Niestlé S. A., Neuchâtel. Fr. 5.—.

Très bien traduit, le dernier ouvrage de Félix Salten a le mérite de présenter au lecteur une série de paysages rigoureusement observés, aux teintes extrêmement fraîches. De plus, la documentation se rapportant aux animaux est de première main. L'auteur, on le sent, aime les bêtes et les voit vivre. Mentionnons à ce propos l'épisode consacré à l'orang-outang, tragiquement malheureux dans un jardin zoologique parce qu'il ne peut pas s'acclimater. Ou celui des deux chiens qui se lient pour un temps avec le renard dans l'espoir de défendre leurs intérêts communs.

Fort à l'aise losqu'il fait penser les animaux – certaines pages dans ce domaine sont excellentes – F. Salten l'est moins quand il les décrit par l'intermédiaire de l'un ou l'autre de ses personnages, et le ton court le risque d'être monotone. Son livre néanmoins plaira vivement à tous ceux qui éprouvent de la sympathie pour nos frères inférieurs, à cause peut-être du profond accent de vérité qui se dégage du *Monde des bêtes.* *L. P.*

Buchdruckerei Eicher & Roth, Imprimerie